

Irene Kohl:

DIE FLACHSARBEIT — VOM SÄEN BIS ZUM WEBEN

Der Flachsbau und damit auch seine Bearbeitung ist in Wolfau bereits erloschen. Meine Ausführungen stützen sich daher auf Aussagen, die die Gewährsleute aus ihrer Erinnerung schöpften. Die Informationen bezog ich hauptsächlich von Frauen im Alter zwischen fünfzig und achtzig Jahren, von denen einige selbst keine Flachsarbeit mehr ausführten. Es liegt dreißig, vierzig Jahre zurück, daß noch allgemein Flachs gebaut wurde. Dann begann der Anbau zurückzugehen und der zweite Weltkrieg setzte den endgültigen Schlußpunkt. Danach wurde kein Flachs mehr angebaut. Soweit die Erinnerung meiner Informanten zurückreicht, erzeugte man nur für den eigenen Bedarf, nicht aber zu kommerziellen Zwecken. Das Ausmaß des Feldes war dementsprechend gering. Außerdem war es nicht unbedingt nötig, jedes Jahr Flachs zu bauen.

Das Feld

Zum *Haar bauen* ließ man ein Stück vom *Haferacker* gehen, das für den Flachs reserviert wurde. Die Angaben über die Größe des Feldes schwanken zwischen einigen Quadratmetern, einem Ar, drei Ar und einem viertel Joch. Die Qualität des Flachses hing nicht zuletzt von der Güte des Bodens ab. Er durfte weder zu feucht noch zu trocken sein. Bei nassem Acker wuchs die Pflanze nicht sehr hoch. (Die Flachsstengel erreichen eine Höhe von ungefähr fünfundsiebzig Zentimetern.) Man wählte immer einen guten Acker, der völlig eben und möglichst wenig verunkrautet war. Denn *auf an Riegel* (Hügel) *wird er a net so schön*.

Die Feldbereitung

Die Frucht wird jedes Jahr gewechselt. Dabei wird auch das Feld gedüngt, nicht aber zu jener Zeit, wenn man Hafer und Flachs baute. Man ackerte und eggte das Feld, damit der Boden ganz fein wurde und keine großen Schollen zurückblieben. Jetzt erst konnte man säen. Je schöner und feiner das Feld zubereitet war und je besser die Witterung war, um so höher und besser wuchs der Flachs.

Für die kleine Fläche genügte oft ein Simperl voll Samen. Im Frühling, wenn man Hafer baute, säte man auch den Flachs. Das geschah im März, anfangs April, wenn das Erdreich wieder trocken und fest war und es ein wenig wärmer wurde. — Der Anbau richtete sich also nach dem Wetter.

Säen, *Fruchtsäen war Frauenarbeit*. Die Männer verrichteten die schwerere Arbeit, wie ackern und eggen, besonders als man noch mit Pferden arbeitete.

Die Mädchen lernten das Säen schon *nebenbei* von der Mutter. Sobald ein Mädchen heiratete, mußte es säen können. Trotzdem oblag diese Arbeit weiterhin der Mutter, der aktiven Bäuerin, und nur wenn sie krank war, vertraten sie die Töchter oder im Notfall der Mann. Auch eine jungverheiratete Frau überließ das Säen ihrer Schwiegermutter, wenn sie im Hausverband lebte: *Oans hât si scho drum äng'numma und hât's a g'mächt, die Junge, äber meistens hâb'n's hält d'Eltern, d'Schwiegereltern g'mächt*.

Wann säte man: *Meistens sein hält d'Leut' in der Frua g'fährn*. An jedem Tag der Woche konnte man säen, außer es blies der Wind, dann wartete man zu.

Der Samen bedurfte keiner Vorbereitung vor dem Säen. *Braun wird's niederg'sat, grean geht's auf, blau am Auf drauf, oder Braun nieder, grün auf, am Auf a blau's Hüaderl drauf*. Es war wichtig, den Flachs dicht zu säen, denn bei zu schütterer Saat wurde er grobfaserig und die daraus gewonnene Leinwand entsprechend minderwertig. Die geübte Säerin hatte ein sicheres Gefühl für die Dichte der Saat. *Mei Großmuatter hât immer g'sâgt: 'wennst amâl a Hâarlinsert sa'n muaßt (— wal dâ muaßt der Äcker scho recht morb herg'richt' sein, schön kloan —) dânn sa'st a so, daß, wennst in Finger nåß mächst, nein (neun) Kern d'rân san.'* Je dichter man säte, um so dünner und feiner wurde das Haar. Nach dem Säen wurden die Samen eingeeegt.

Die Pflege des Saatgutes.

Das Feld mußte ein- bis zweimal gejätet werden, bevor der Flachs noch zu blühen begann. Man machte das vor der Heumahd, also im Mai, wenn die Pflanze eine Höhe von etwa fünfzehn, zwanzig Zentimetern erreicht hatte. Da das *Linsert* dicht gesät war, bestand keine Möglichkeit, mit der Haue zu jäten, jeder Grashalm mußte mit der Hand ausgezupft werden. Trat man dabei einige Stengel nieder, stellten sie sich bei dieser Länge leicht wieder auf.

Allmählich blühte dann der Flachs auf. *Braun wird's niederg'sat,*

grean geht's auf, blau am Auf drauf. — *Des is so schön, wenn er so blau blüht*, erzählt die alte Frau mit Begeisterung.

Wenn er ä'blüht is, wird er braun. Dann ist es Zeit zum Raufen.

Das Raufen oder Rupfen.

Im August wurde der Flachs gerauft. Es war dies allein Arbeit der Frauen. Mit beiden Händen faßten sie ein Bündel zusammen — soviel eben die Hand umklammern konnte — und zogen es samt den Wurzeln aus der Erde. Hatten sie ein Bündel ausgerupft, so achteten sie darauf, daß kein Gras zwischen den Stengeln blieb und keine Erde an den Wurzeln haftete. Dann legten sie es beiseite. Das nächste Bündel legten sie entweder mit den Samenkügelchen in gleicher oder in entgegengesetzter Richtung — wie man es eben einhalten wollte.

So blieb der Flachs kurze Zeit auf dem Feld liegen, damit er trocknete. Regnete es dazwischen, *dänn hät ma's auf so Böckerl g'stellt, daß des aus'trochn't is. Dã hät ma scho müass'n an Schübl z'sämmnehma, des hät ma unterscht vernänd mit der Sichel und is scho g'ständ'n.* (K. B.) Man raffte also eine größere Menge Stengel zusammen, spreizte sie unten etwas auseinander und erzeugte auf diese Weise eine Art Glocke. Gebunden wurde das *Böckerl* nicht. Eine andere Art, die Böckel zu erzeugen, war, vier bis sechs mit einem Haarstengel zusammengehaltene Bündel zusammenzustellen.

War der Flachs auf diese Weise gut trocken geworden, banden ihn die Frauen zu *Buschen*, großen Bündeln, Garben. Ein *Buschen* bestand aus einigen solcher Böckel. Zum Binden wurden Strohbinden aus Kornstroh, das länger und bruchfester als Weizenstroh war, verwendet.

Die *Buschen* brachte man mit dem Pferdewagen in die Scheune ein.

Lebten mehrere Familien in einem Hausverband, so wurde ein Feld gemeinsam bebaut und der Flachs gemeinsam bearbeitet und versponnen.

Abgesehen von einer Vernichtung der Ernte durch Unwetter, kam es auch vor, daß der Flachs *morb* war, d. h. spröde und brüchig und sich nicht zum Spinnen eignete. Die Ursache dafür wußte man nicht. Man verwendete diese Faser zum *Kummetkisten*, zum Auspolstern der Bügel, die um den Hals der Zugtiere gelegt wurden.

Das Riffeln

Zur weiteren Verarbeitung des Flachses mußten zunächst die Samenkügelchen, die die Samenlinsen enthielten, mit Hilfe eines Riffelkammes (Taf. 12; 50) entfernt werden.

Die Riffel bestand aus einer T-förmigen Holzform, in die eiserne Zähne eingelassen waren. Um sie zu befestigen, wurde auf der Tenne

eine lange Bank, die Riffelbank, aufgestellt, mit einer Ausnehmung in der Mitte, in die die Riffel mit dem Fortsatz eingesetzt und mit einem Querholz durch ein Loch im Fortsatz fixiert wurde. An regnerischen Tagen, wenn die Arbeit im Freien nicht fortgesetzt werden konnte, riffelten die Frauen. Hin und wieder gesellte sich ein Mann dazu und half. Das dürfte aber eine spätere Erscheinung sein, denn die gesamte Flachsbearbeitung war Angelegenheit der Frauen. Der Arbeitsvorgang war einfach, auch ein Mann konnte es machen wenn er wollte, aber *gern håt ma's e net tån*. Es war den Männern nicht angenehm, Frauenarbeit zu leisten. Grundsätzlich beteiligten sich nur die *Hausleute*, Familienmitglieder und Dienstboten am Riffeln, nicht aber Nachbarn. Bei der Arbeit saßen zwei Leute einander auf der Riffelbank gegenüber. Ein Büschel Flachs nach dem anderen schlug man auf die Zähne der Riffel und zog es durch. Dabei blieben die Samenkapseln hängen und rissen ab. Der glatte Tenenboden erleichterte das Einsammeln der Kügelchen. Durch die Abnützung, das Durchziehen des Haars, wurden die Zähne geschärft und zugespitzt.

Es gab eine kleine Riffel und eine größere breitere Form, *die große eisige Riffel*. Nicht jedes Haus besaß einen Riffelkamm; daher wurde er auch vielfach ausgeliehen.

Das *Ånbloacha* (Anbleichen) = die Rotte des Flachses.

Nach dem Riffeln band man den Flachs in Bündel und brachte ihn auf eine Wiese, die bereits zum zweiten Mal gemäht war, von der das *Groammat* weg war. Dort breitete man ihn ganz schütter auf. Manchmal wurde die ausgelegte Fläche mit Flachsstengeln umsäumt; *wånn ma hing'schaut håt, daß es eine Zier wår*.

In vielen Fällen befand sich die Wiese in der Nähe des Hauses und konnte jedes Jahr zum Rotten verwendet werden. Eine feuchte Wiese, auf der sich auch möglichst keine Tiere aufhielten, wurde bevorzugt. Aber: *die Mutter wußte welche Wiese. Die Mutter machte das . . ., die Mutter wußte . . .*, war die charakteristische Antwort auf sämtliche Fragen. Ich erhielt sie besonders von Gewährsleuten, die nicht mehr selbstständig Flachs bearbeiteten und daher schon einiges davon vergessen hatten. Sie zeigt aber andererseits deutlich, daß die Mutter, die aktive Bäuerin, um alle Arbeitsphasen genau Bescheid wußte, da sie sie selbst leitend ausführte.

Zur Zerstörung des Kambiums, der Verbindungsschichte zwischen Bast- und Holzteil des Stengels wurde nun der Flachs auf dieser Wiese drei bis sechs Wochen lang Tau, Regen und Sonne ausgesetzt; besonders wichtig aber war der Tau. Die Dauer des Rottens hing vom Wetter ab. Oft wuchs schon das dritte Gras darüber. Bis er schwarz und *morb* war

— die äußere Holzschicht der Stengel wurde schwarz —, und die *Ogn*, die Schäben abfielen, wenn man die Stengel zur Probe ribbelte, wußte man, daß es Zeit zum *Aufböckeln* war, damit er trocknete und man ihn nach Hause bringen konnte. Der Vorgang des Aufböckelns und des Garbenbindens wiederholte sich in gleicher Weise, wie ich ihn schon beim Raufen beschrieben habe. Stellte man das Böckel nicht aus einzelnen Haarbüscheln auf, sondern aus einem einzigen größeren Buschen, mußte man die Büschel zu Hause binden, da man sie zum Dörren und Brecheln in dieser Form brauchte. Dabei achtete man darauf, daß die Stengel gleichmäßig lang zusammengefaßt wurden und Samen- und Wurzelenden jeweils in eine Richtung wiesen. Von der nahe gelegenen Wiese führte man die Haarbüscheln auf einem Schubkarren ein.

Das Dörren (Darren)

In Wolfau diente der Backofen zum Dörren des Flachses. Meine Gewährsleute bemerkten aber übereinstimmend, daß es in der Steiermark eigene Dürröfen, Brechelhütten mit Brechelöfen, gegeben habe, wo zwanzig bis dreißig Frauen zusammenkamen. Eine Informantin glaubte auch, daß man in Riedlingsdorf (Burgenland) eine ähnliche Einrichtung kannte. *Des wird lustig g'wes'n sein*, wenn die Leute dort zusammenkamen. Ein anderer Gewährsmann erzählte, daß auf dem Platz vor seinem Tor eine Brechelhütte gestanden wäre. Er selbst hatte sie nicht mehr gesehen. *Vor ungefähr hundert Jahren, in die älten Zeiten, då wår a Brechelhütt'n in der Gemeinde, då san die Frau'n z'sämmkumma fast vom hålberten Ort und då håb'n s' brechelt. Då bei der Reitschul' nebenån, des wår a Gemeindeplätz — jetzt håt s' die Gemeinde schon verkaft für Hausplätze — und då wår a Brechelhütt'n . . . Vurher wår då a Reitschul', då is' s' Militär hercumma . . . Då, wo des neiche Häusl steht, vor unser'm Tor, wår die Reitschul'.* (Es war dies allerdings der einzige Hinweis auf eine Brechelhütte in Wolfau.)

Nach dem Brotbacken hatte der Ofen die richtige Hitze zum Dörren des Flachses. Die Holz- und Rindenteilchen des Stengels wurden durch das Trocknen brüchig und sprangen bei der weiteren Behandlung leichter ab. Der Backofen war bereits vor dem Brotbacken von Glut und Asche gereinigt worden und man brauchte nun, sobald das Brot heraußen war, nur mehr die Haarbüschel hineinzulegen. Die Bäuerin wußte genau die Anzahl der Büschel, die sie voraussichtlich brecheln konnte. Die Büschel legte und warf sie mit der Hand in den Ofen und, wenn nötig, half sie mit der *Kruk* oder der Schürgabel nach. (Die *Kruk* diente zum Entfernen von Glut und Asche aus dem Backofen vor dem Brotbacken; sie war mit einer langen Stange versehen, da man mit anderen Geräten nicht weit genug in den Ofen hineinlangte.) Meistens wurde in der Früh oder am

Vormittag Brot gebacken. Danach kam der Flachs in den Backofen. Man ließ ihn dort etwa vier Stunden trocknen. Am Nachmittag konnte die Mutter zu brecheln beginnen. Es gehen da die Angaben etwas auseinander und einige Gewährsleute meinten, daß man die Stengel auch bis nächsten Tag in der Früh im Ofen dörren ließ, da ja die Wärme sehr lang anhielt. Vielfach erfuhr ich, daß man brechelte, wann man wollte, also auch am späten Nachmittag, abends und zeitig in der Früh. Hauptsächlich dürfte aber doch nachmittags gebrechelt worden sein.

Das Brecheln

Sobald im Spätherbst die Arbeit im Freien vorüber war, begannen die Frauen im Oktober, November zu brecheln. Während die Männer draußen noch manche Arbeit verrichteten, bevor es schneite, stellten die Frauen die Brechel in der *Hütt'n* (= Einfahrt) auf, oder auch in der *Schupf'n* oder auf der Tenne.

Die Brechel (Taf. 12; 51) besteht aus zwei parallel verlaufenden schneidigen Holzlatten, den Wänden, und einer dazwischen passenden dritten, ebenfalls schneidigen Latte, dem Hebel, der als Messer fungiert. Der Hebel ist an einem Gerätende drehbar verzapft. Zur Arbeit wurde die Brechel oft mit einem Stein beschwert, den man unten auf das Gestell legte. Die Haarbüschel wurden nun über die beiden parallelen Wände gelegt und mit dem Hebel wiederholt in den Zwischenraum gedrückt. Auf diese Weise knickte man die getrockneten Stengel mehrfach und die Schäben sprangen ab.

Das Aufschlagen des Hebels war weithin hörbar und die Arbeitenden versuchten einen Takt einzuhalten, besonders wenn zwei oder mehr Leute miteinander brechelten. Zu Kathrein (25. November) mußte allerdings das Geklapper der Brecheln verstummen. *Kathrein stellt Brechel und Geig'n ein*. Im Advent durfte man keine Brechel hören und wer mit der Arbeit nicht fertig wurde, konnte sie erst im Fasching fortsetzen.

Das Brecheln war Frauenarbeit: *Einen Mann habe ich bei dieser Arbeit nie gesehen. Das ist Frauenarbeit, wie waschen; hätte ein Mann gebrechelt, er wäre ausgelacht worden*. Es scheint aber auch Ausnahmen gegeben zu haben; so sagte ein Gewährsmann: *Bei uns bin i g'wesn, der des 'brechelt hat und dann hat die Frau beim letzten Buschen sich eing'setzt und hat's übernomma*.

Wenn nun die Mutter zu arbeiten begann, holte sie einige Büschel, etwa zehn Stück, aus dem Backofen und *überhackte* sie. So nannte man das erste, grobe Brecheln. Der Flachs durfte vor dem Brecheln nicht abkühlen, damit die Holzteilchen spröde blieben und gut absprangen, denn wenn er abkühlte, zog sich die Rinde an. Hatte die Mutter keine Helfer bei der Arbeit, dann *überhackte* sie zunächst alle Büschel, drehte sie zu

einem striezelartigen Gebilde zusammen und legte sie nochmals in den Backofen.

Dann brechelte sie die gesamte Menge nochmals mit einer feineren Brechel; sie *machte den Flachs schön*. Die zweite Brechel war glatter und der Zwischenraum der Wände enger. Man konnte aber auch mit ein und demselben Gerät *überhacken* und *schön machen*. Merkwürdigerweise befanden sich in keinem Haus meiner Gewährsleute beide Brechelarten, obzwar einige davon erzählten, sondern immer nur die gröbere. Wenn es in einem Haus Töchter und Mägde gab, so halfen sie der Mutter. Es waren dann meistens auch zwei oder mehrere Brecheln vorhanden *I hãb' na überhãcka, d'Muada hãt's schön g'mãcht*. (In der Regel halfen nur die Hausangehörigen beim Brecheln.) Jedesmal, wenn ein Bündel gebrechelt war, wurde es fest und gründlich ausgebeutelt, damit die *Ogn*, die Schäben (= die Holzteile des Stengels), abfielen. Dieser Brechelabfall kam auf den Mist, denn man hatte keine Verwendung dafür. Beim Brecheln schwoll die Hand der Arbeitenden immer an, denn das Holz leistete ziemlich großen Widerstand beim Aufschlagen des Hebels. Nach dem Brecheln wurde der Flachs in Striezelform bis zum Hecheln aufbewahrt. Manchmal blieb er auch einige Jahre so liegen, denn man konnte die Bearbeitung des Haares nach jeder Arbeitsphase abbrechen. Heute noch, mindestens zwanzig Jahre nach dem Ende des Flachsbaues, gibt es in manchen Häusern Flachs in verschiedener Zustandsform.

Das Hecheln oder *Abziehen*.

Bei diesem Arbeitsgang wurden die Fasern der Länge nach zerteilt, indem man die Haarbüschel durch eine in ein Brett eingelassene Nagelrosette, die Hechel, zog. Dabei kämmte man die kurzen, wirren, ungleichlangen Fäden als Werg aus. Es fielen dabei auch nach dem Brecheln verbliebene Schäben ab.

In Wolfau fand ich zwei Varianten der Hechel (Siehe Taf. 12; 52 u. 53). Die Frauen arbeiteten an diesem Gerät sitzend, wobei sie die Füße auf das Querholz am unteren Ende der Hechel stellten und das obere Ende des Gerätes an das Knie lehnten und im Griffloch hielten oder zwischen die Knie klemmten (Variante a, b). Über den Gebrauch der dritten Variante des Gerätes konnte ich nichts erfahren. Das Gerät war im Haus Nr. 16 (bei Frau Ritter) vorhanden und dürfte von ihrer Schwiegermutter stammen. Die Herkunft, der Hersteller und der Herstellungsort sind ebenfalls unbekannt.

Nach dem Brecheln konnte der Flachs zu jeder beliebigen Zeit *abgezogen* werden; der ganze lange Winter bot genügend Gelegenheit dazu. Die Mutter hielt sich bei dieser Arbeit im Wohnraum, in der Stube auf, denn sie brauchte einen sauberen Arbeitsplatz, damit die feine, schö-

ne Faser nicht verunreinigt wurde. Sie zog ein Bündel nach dem anderen wiederholt durch die Hechel. Dabei fielen zunächst die ganz groben, äußeren Fasern weg — die Mutter wußte genau, wann es genug davon war. Dann beutelte sie die ausgekämmtten Fäden mit einem langen, extra fein geglätteten und polierten Stab aus, sie peitschte sie aus, legte sie aufeinander und rollte sie zu einem *Wickel* zusammen.

Der Stab wurde von einem Tischler hergestellt; *es durfte sich nichts anhängen, so heil hat das miass'n sein.*

Die Mutter setzte ihre Arbeit fort und zog nun die *rupfigen* Fäden ab. Wieder bestimmte das Gefühl, wann die rupfigen Fasern von den feinen getrennt waren. Durch die Arbeit und Übung erkannten es die Frauen. Auch diese Fäden wurden ausgebeutelt und zu Wickeln gerollt. Als letztes Produkt erhielt man den ganz feinen Flachs, *den habigen Håar*. Es waren dies die innersten Bastfäden. Sie glänzten seidig grau mit einem ganz zarten bläulichen Schimmer; es gab aber auch hellblond gefärbte Faser. Die Mutter hob dann die habige Faser mit dem schon erwähnten Stab sorgfältig aus den Zähnen der Hechel, beutelte sie locker auf, legte sie glatt und flach hin, bis die Menge ausreichte, einen Wickel zu machen. Ein Wickel kam aus drei Bündel Flachs zustande. Andere Gewährsleute wiederum meinten, daß die Menge für einen Wickel nach dem Gefühl bestimmt wurde.

Beim Hecheln halfen bisweilen die Töchter oder andere weibliche Personen des Hauses mit. Die Mutter hechelte und die Tochter *schupfte* das Haar mit dem Stab bzw. beutelte es damit auf, sammelte es und *machte Wickel*. Als Wickel hatte die Faser die geeignete Form, um sie auf den Rocken des Spinnrades zu stecken.

Der Flachs konnte noch in diesem Zustand und in dieser Form unbegrenzte Zeit gelagert werden. Man bewahrte die Wickel, in Säcke oder Körbe gelegt, auf dem Dachboden auf, bis man sie verspann.

Die Faser- bzw. Faden- und Leinenqualitäten:

Wie schon aus dem vorher gesagten hervorgeht, kannte man drei Leinensorten — allerdings wurde schon die Faser nach ihrer Qualität sortiert und die Bezeichnungen der jeweiligen Qualität bis zur verwebten Leinwand beibehalten. Es gab also:

1. das *Habige* = das Schöne, die beste Qualität
2. das *Rupfige* = die mittlere Qualität
3. das *Grobe* = die schlechteste Qualität

Während des Krieges soll das Haar zu einem groben Faden zusammengesponnen und für Säcke und Kotzen verwendet worden sein.

Bevor ich auf das nächste Kapitel, das Spinnen, eingehe, will ich noch kurz

Die Aufbewahrung des Flachses behandeln.

Wie schon erwähnt, konnte die Bereitung *des Håars* nach jeder Arbeitsphase abgebrochen werden.

Krankheitshalber oder aus sonstigen Gründen kam es manchmal vor, daß die Bäuerin, die Mutter, nicht dazu kam, die Ernte zu verarbeiten. Dann wurde der Flachs ungebrechelt, in Büscheln, gelagert. War er schon gebrechelt, so bewahrte sie die Striezel oder Zöpfe auf. Das Haar wurde *wia a Roßschwaf*, *wia a Håarzopf* am Dachboden aufgehängt oder in Säcke oder Körbe gelegt. Zum Aufhängen hatte man eine Stange im Dachstuhl angebracht.

Wenn die Bäuerin nicht sofort Zeit zum Spinnen fand, hob sie gerne den gehechelten, zum Spinnen bereiten Flachs in Wickeln auf. Die Wickel kamen entweder in Säcke, in Körbe mit Deckeln — *die bunkerten Körb'* — oder in Truhen auf dem Dachboden. Es war nötig, die Wickel verschlossen aufzubewahren, um den Mäusen das Nisten darin zu verhindern. Aufgehängt wurden die Wickel nicht, da das feine Haar verstaubte. Die versponnenen Fasern hängte man auf dem Dachboden als Strähne auf Stangen, die noch leicht mit der Hand zu erreichen waren.

Da man den Flachs trocken lagern mußte, stellte der Dachboden einen geeigneten Aufbewahrungsort dar. Die Aufbewahrungsdauer war nahezu unbegrenzt. Allerdings scheint man ihn zur Zeit, als noch Flachsbau betrieben wurde, nicht länger als zwei, drei Jahre gelagert zu haben und erst nach Ende des Anbaus ließ man ihn ungenutzt bis heute liegen.

Das Spinnen

Sobald es draußen schneite und die Arbeit im Freien ruhte, rückten die Leute in der Stube bei der *Keanleucht'n* (Kienleuchte) zusammen. Die Frauen spannen und die Männer spielten Karten, sangen und machten Scherze. Einige Mädchen aus der Nachbarschaft nahmen ihr Spinnrad (Taf. 12; 54) und trafen einander in der Stube einer Nachbarin zum gemeinsamen Spinnen *und die Buam sein kumma und lustig wår's*. Sie konnten da *ohne Gedånken arbeiten, nur treten und drehen. Dås is ja schön, wenn ma då so tritt, der Wind muaß das mäch'n*. Da hatten die jungen Leute Zeit zum Scherzen, zur Unterhaltung und zum Plaudern. *Då håt's dån immer a Hetz 'geb'n wia s' dazählt hab'n; — bei uns wår's mehr nit a so, åber die Ålten, wia s' dazählt håb'n, mei Muatta. Wån då a Stub'n beinand wår, so Madln, wår'n die Buam a durt. Då håb'n s' a Schnur anbund'n beim Fuaß — (des Spinnrades) — und die Buam san wo in an Winkl g'sess'n und hab'n immer an'zog'n a bissl, jetzt is des Radl immer davong'rennt* und die Mädchen wunderten sich, daß es nicht feststand. Sie haben gesungen und Witze erzählt; *es wår hålt lustig früher bei die ålten Leut'*.

Mit zwölf Jahren traten die Kinder aus der Schule aus, und mit vierzehn, fünfzehn, sechzehn Jahren lernten die Mädchen dann spinnen. Oft versuchten sie ihre Kunst auch an der Spinnarbeit der Mutter, wenn diese gerade mit anderer Arbeit beschäftigt war und nicht hinsah. Wehe wenn die Mutter die ungeübte Hand an ihrer Arbeit entdeckte; und sie mußte sie ja entdecken, denn das Spinnen wollte gelernt sein und man brauchte viel Übung dazu. Nicht jedes Mädchen hatte die Zeit und die Eignung und Liebe zu dieser Arbeit. War sie im Stall und mit der Arbeit draußen beschäftigt, fand sie weniger Gelegenheit zum Spinnen als ihre Schwester, die der Mutter im Haus drinnen half und sich dazwischen immer wieder ans Spinnrad setzte. Am Anfang fehlte noch die Geschicklichkeit; die Anfängerinnen *håb'n åbg'sponnen, dånn håb'n s' wieder den Fåden einspinnen miass'n*; — *då håb'n ma g'sågt: jetzt håb'n s' wieder a Nokkerl*. Wer nicht gut spinnen konnte, dem wurde der Faden auch zu dick und auf amål *håt ma an Spågåt*. Früher konnten alle Mädchen und Frauen spinnen; *das håt dazua g'hört, a Mådl hat miass'n spinnen können. Åber wia i bin, håb'n s' nit alle mehr g'lernt*. Gefiel das Verhalten eines Mädchens nicht, so meinte man: *Spinnen wird s' g'wiß nit können, aber sonst will s' hoffärtig sein*.

Einige Frauen in Wolfau bewahrten die Tradition des Spinnens, so lange es ging. Frau Ziermann spann bis zum zweiten Weltkrieg, obwohl die Männer der Familie sie schon auslachten und sagten: *wias du des åltertümliche Sådch' nit sein laßt*. Auch Frau Ritter lernte spinnen, weil es sie freute. *Ich begann ja nur ,per Hetz' zu spinnen, ich hätte ja nicht müssen*.

Das Spinnrad gehörte zum Besitz der Hausfrau. *Wånn eine g'heirat' håt, håt das Madl zur Aussteuer a Spinnrad bekommen*. Es wurde beim Drechsler bestellt. Nicht in jedem Dorf war ein Drechsler; so auch nicht in Wolfau. Die Leute wandten sich daher vielfach nach Hartberg in der Steiermark.

Als später der Flachsbaum und damit auch das Spinnen nicht mehr sehr intensiv betrieben wurde, gehörte auch das Spinnrad nicht mehr zur Aussteuer. Zu Hause war das Spinnrad der Mutter vorhanden und in dem Haus, in das das Mädchen heiratete, besaß bestimmt auch die Schwiegermutter eines.

Sobald ein Mädchen verheiratet und eine junge Frau war, blieb sie dann schon lieber zu Hause und ging nur selten in ein Nachbarhaus, um mit den anderen Mädchen zu spinnen. Gab es dann ein kleines Kind in der Wiege, saß sie an ihrem Spinnrad und trat manchmal mit einem Fuß das Spinnrad und mit dem anderen schaukelte sie die Wiege. *Mit oan Fuaß håb i 's Spinnradl treten und mit oan Fuaß håb' i d' Wiagn treten. Mi håt's g'wundert, i bin net aus'n Takt kumma, 's is weder d'Wiagn stehn blieb'n, no 's Spinnradl*.

In späteren Zeiten, als das Spinnen zu Ende ging, blieben auch die Mädchen schon zum Spinnen zu Hause. In größeren Häusern bzw. Familien gab es zwei oder mehrere Spinnräder und es spannen dann die Mutter, die Töchter und die Mägde miteinander in der Vorderstube. Hin und wieder kamen Frauen aus der Nachbarschaft und der Verwandtschaft. Die Männer saßen dabei und spielten Karten, scherzten, sangen und erzählten Geschichten. Oft verrichteten sie auch eine Arbeit, flochten Körbe oder lasen. Die Bäuerin spann das Habige, den feinen Faden, die Töchter, die noch nicht so gut spinnen konnten — und besonders die Mägde — spannen das Grobe und das Rupfige. *I hån hålt meist d'Grobe g'spunna, weil i's nit schön måcha hån kinna.* Dabei wurde allerhand Ulk getrieben — besonders mit den Dienstboten, — und Späße ausgeheckt. Das Spinnen der groben Leinwand machte die Finger rauh und man überließ diese Arbeit gerne den Mägden; dabei fielen vom *Rupfenen* oft noch Schäben ab. Die Burschen nahmen dann eine Handvoll davon und warfen sie auf die Mädchen, *das wirkte wie Läuse.* Außerdem erinnerte sich Frau Ziermann an eine Erzählung eines Nachbarn zu Hause. Die Männer (Burschen) hatten wieder einmal etwas eronnen, um mit den Dienstboten zu spaßen. So bliesen sie nach dem Abstechen die kleinen Därme auf und legten sie einer Magd ins Bett. Müde und ohne zu achten legte sie sich zur Ruhe nach dem gemeinsamen Spinnen — man saß bis 12, 1 Uhr beisammen — doch voll Entsetzen schrie sie, als die Därme sich wie Schlangen um sie wanden: *a Schlånga, a Schlånga.* Der Spaß war gelungen.

Es bedurfte gar nicht so vieler Leute, um sich das Spinnen angenehm zu gestalten. *Bei meiner Kområdin ... då håt Muatta und Tochter g'spunna und då hån s' g'sunga; då wår's so kürzweili, går net zu sag'n.*

Abgesehen von den rauh- und wundgesponnenen Fingern durch die noch verbliebenen *Sprieger* (Holzsplitter des Stengels), war das Spinnen nicht gerade unterhaltsam in ärmeren Familien, wo nur die Mutter die ganze Arbeit zu bewältigen hatte. Eine Schar Kinder zerriß viel Kleidung und der Bedarf an Leinen war groß. Wenn es dann noch geschah, daß die Mutter außer Haus mußte, um ein wenig zu verdienen, so blieb ihr wirklich nur mehr der späte Abend und die Nacht zum Spinnen, während um sie herum alle schliefen.

Nicht nur der Abend bot Gelegenheit zum Spinnen; man tat es, wann man Zeit und Lust dazu hatte. Die Abende widmeten die Leute der Geselligkeit. Nachmittags und abends fanden sich einige Frauen und Mädchen zum Spinnen zusammen, die übrige Zeit scheinen die Frauen allein gesponnen zu haben. Frau Ritter erinnert sich, wie schön es auch allein war, in der Nähe eines sonnigen Fensters zu spinnen; das Haar schimmerte beim Auflockern der Wickel seidig hellblond in der Sonne. Sie bereitete vier, fünf Wickel zum Spinnen vor. Ein Wickel wurde durch das Loch in der Mitte, das sich beim Einrollen der Fasern ergeben hatte, auf den

Rocken gesteckt und ein wenig festgebunden. Dann begann sie zu spinnen. Mit einer Hand zupfte sie die Fasern und zog sie herunter, mit der anderen drehte sie sie zusammen, wobei sie aufwärts wischte. Am Spinnrad, nahe der Spindel, hing ein kleiner Schwamm, um die Finger ständig zu befeuchten. Gleichzeitig trat die Spinnerin mit dem Fuß am *Trittling* (Trittbrett) des Rades, damit sie es ständig in Bewegung hielt. Je flinker sie den Faden drehte und das Rad trat, umso gleichmäßiger und feiner wurde er. Die Spule des Spinnrades wurde in dem *Awachel* (Spindel) befestigt (siehe Taf. 12; 54a und 54b).

Der Faden ging durch die Eisentülle der Spindel, des *Awachels*, und kam vor dem Ansatz der Flügel wieder heraus. Die Flügel des *Awachels* waren mit Löchern versehen. Aus Draht bog man eine Öse, durch die der Faden beim Spinnen glitt und geführt wurde. Die Öse konnte in den Löchern des *Awachels* beliebig verstellt werden, um die Spule gleichmäßig zu füllen. Durch das Treten wurde das Rad über eine Kurbel in Drehung versetzt. Über das Rad und eine Rolle an der Spule war eine Schnur gelegt, wodurch bei Rotation des Rades sich auch die Spule drehte und den Faden aufwickelte. Die Spule wurde, sobald sie bewickelt war, ausgewechselt und durch eine leere ersetzt.

Samstag und Sonntag durfte nicht gesponnen werden. *Samstag wurde nicht gesponnen; das wurde mir eingeprägt.* Den Grund dafür erfuhr ich nicht, Frau Ziermann wußte ihn nicht. Samstag war Reinigungstag, das Haus wurde sauber gemacht — *über abg'sehen davon; se hãb'n hält immer g'sãgt, Sãmstãg derf ma net.*

Verspann die Frau nicht das gesamte Haar in einem Winter, so sparte sie es bis zum nächsten Jahr oder sogar zwei und drei Jahre.

Das Haspeln und das Bleichen der Strähne

Von den kurzen Spulen des Spinnrades wurde das Garn mit Hilfe der Haspel (Taf. 13; 55) zu Strähnen gewickelt.

Zwei an einer Achse drehbar verbundene Kreuzhölzer wurden in ein Gestell eingehängt. Parallel zur Achse verlaufende Holzstäbe verbanden die vier Enden der beiden Kreuzhölzer miteinander und dienten zur Auflage des Garns. An der Achse befand sich eine Kurbel, die mit der Hand betätigt wurde.

In der linken Hand hielt die Frau die Spule, während die rechte Hand die Haspel durch das Kurbeln in drehende Bewegung versetzte und auf diese Weise wurde der Faden zu einem Strähn *abgetrieben*. Zur Entnahme des Strähns klappte sie die Schenkel der Kreuzhölzer zusammen — der Winkel zwischen den Schenkeln wurde also ganz spitz —, hob sie aus dem Gestell und nahm den Strähn ab. Mit zusammengeklappten Schenkeln wurde die Haspel auch aufbewahrt.

Ich konnte leider keine sichere Beschreibung davon erhalten, ob die Mutter immer beim Haspeln die Spule in der Hand hielt oder ob ein anderes Gerät zum Halten der Spule verwendet wurde. Denn in einigen Häusern waren zusätzlich oder allein andere Gerätetypen in Gebrauch (Taf. 13; 57). So hörte ich auch, daß die Strähne über das Abtreibrad gemacht wurden (Taf. 13; 56).

Das Abtreibrad scheint eine Hilfsvorrichtung gewesen zu sein, die zum Halten und Auf- oder Abwickeln der Spulen diente und so mit anderen Geräten kombiniert werden konnte. Es bestand aus einem größeren Rad, das in ein Gestell eingesetzt war und durch dessen Achse eine Handkurbel befestigt war. An dem Gestell befand sich außerdem eine Vorrichtung zum Halten der Spule. Rad und Rolle der Spule wurden durch eine Schnur miteinander verbunden und durch die Rotation des Rades drehte sich somit auch die Spule.

Reinigen und Bleichen der Strähne

Die Strähne kochten die Frauen in Aschenlauge aus und wuschen sie, um die restlichen Holzteilchen und Unreinheiten zu entfernen. Hernach hängten sie die Strähne auf einer Stange ins Freie zum Bleichen. Sobald sie trocken waren, wurden sie wieder ausgekocht und gewaschen. Dieser Vorgang des Bleichens und Kochens wurde einige Male wiederholt, bis das Garn einigermaßen weiß war.

Das Abtreiben der Strähne auf Spulen

Die gebleichten Strähne kamen nun abermals auf die Haspel und die Mutter wickelte den Faden auf große Spulen, die sie in das Abtreibrad eingesetzt hatte. Das Garn wurde dann auf den großen Spulen zum Weber getragen. Ein kleiner Teil der Gewährsleute meinte, daß sie es auch als Strähne dem Weber übergaben.

Das Weben

Die Verarbeitung des gesponnenen Fadens war nicht mehr Angelegenheit der Bäuerin, sondern das Garn wurde einem Weber übergeben. In Wolfau hatten zwei oder drei Weber mit der Leinenherstellung zu tun. Legte jemand Wert auf besonders feine, schöne Webe, dann vertraute er sein Garn einem Weber in Hartberg, Steiermark, an. *Sie machten feinere Webe als die Weber in den Dörfern.*

Hatte man genügend Fadenmaterial im Haus und wollte es zu Leinen verarbeiten lassen, trug man es auf den großen Spulen oder in Strähnen zum Weber. Meine Gewährsleute sprachen von einer beliebigen Anzahl Spulen oder Strähnen. Eine Auskunft besagt aber, daß das Garn zu je

zwölf großen Spulen in einem Korb dem Weber übergeben wurde. Zur Erzeugung der *habigen* Leinwand, der schönsten Art, verarbeitete der Weber etwas Baumwolle mit, wodurch das Leinen schöner und weißer wurde. Die Baumwolle mußte er kaufen; den Preis dafür bezog er in die Rechnung ein. Der Auftraggeber bezahlte in Geld, je nachdem, wieviel Ellen Leinen er erhielt. Als Maßeinheit für die Länge des Textils galt die Elle. 1 Elle = 75 cm. Die Breite der Webe bzw. des Webstuhls war im Metermaß genormt. *Er (der Weber) hatte einen Meterstab; die Breite maß er nach dem Meterstab.* Sie betrug im allgemeinen ungefähr 80 cm. Die Länge, nach Ellen gemessen, richtete sich nach der Menge des Garns, das verwoben wurde und war daher ganz verschieden. Manche Weber besaßen zwei Webstühle, einen 80 cm und einen 140 cm breiten. Für Leintücher etwa webte er auf Wunsch 140 cm breite Stücke. Bedingt durch nur 80 cm Breite, wurden die meisten Leintücher, Wagenplanen usw. in der Mitte zusammengenäht. Vom Weber trug man die fertige Leinwand in Rollen nach Hause.

Das Bleichen, *Sechten* und Waschen der Leinwand.

Das fertige Leinen, wie man es vom Weber zurückerhielt, war braun und unansehnlich. Es mußte gebleicht werden. Wenn im Sommer die Sonne kräftig schien, wurde die Leinwand in ihrer ganzen Länge auf den Rasen gebreitet und, so oft sie trocken war, benetzt. *In der Fruah håt ma s' auf'zog'n und auf d'Nåcht håt ma s' wieder eine.* Die kleinen Mädchen beteiligten sich an dieser Arbeit und begossen und achteten auf das Leinen. Eine Informantin erinnert sich dieser Zeit, als sie mit der Gießkanne die Leinwand ständig bespritzte, wenn sie trocken war. *Vor'm Haus durt is s' aufg'legt g'wes'n* und sie wiederholt die Worte ihrer Großmutter: *und nit vergessen, aufpassen, daß d'Gåns nit hinkummen!* Einen ganzen Sommer lang wurde die Leinwand gebleicht. Dazwischen mußte sie einige Male ausgekocht, *g'secht* und gewaschen werden. Je öfter man sie wusch, um so schöner wurde sie. (Leinen vertrågt das Waschen; seine Festigkeit erhöht sich noch in nassem Zustand.)

Das Waschen der Leinwand war damals schwieriger als das Waschen der heutigen Textilien mit den modernen Waschmitteln. Leinen ist hart und schwer und die Frauen konnten es kaum winden — *sie war ja kaum zum derwinden.*

Wie ging zunåchst das *Sechten* vor sich? *Då håt ma so a Wånna g'håbt*, eine Holzwanne mit einem Stoppel zum Ablassen des Wassers. Über die Wanne wurden Holzscheiter gelegt; auf diese breitete man ein großes Tuch, meistens ein Tischtuch, und leerte einen Korb voll Asche darüber. Inzwischen hatte man einen Kessel Wasser zum Sieden gebracht, das man jetzt auf die Asche schüttete. Auf diese Weise wurde

Aschenlauge erzeugt, die durch das Tuch auf das Leinen in der Wanne sickerte. War die Lauge auf dem Leinen etwas abgekühlt, ließ man sie ab und erhitzte sie nochmals. Das wiederholte man fünf- sechsmal. Nach dem *Sechten* ließ man die Wäsche ein wenig abkühlen, *dann stellten sich drei, vier Frauen hin und wuschen*. Man rumpelte und ribbelte mit den Händen, die man sich dabei stets wund rieb. Einer anderen Aussage zufolge wurde die Leinwand, nachdem man sie mit siedender Lauge über-gossen hatte, auf einem Holzstock (-Klotz) mit hölzernen *Prackern* geschlagen, damit die Lauge gut durch das Gewebe drang. Dem Waschen folgte ein gründliches Schwemmen in reinem Wasser. Wollte die Hausfrau ihre Leinwand nach langem Bleichen und Waschen aufbewahren, wurde sie *no' 'mål hålt g'secht, rein g'wäsch'n*, — (gut geschwemmt) — *nåchher wird s' am Zaun aufg'hångt*. Wenn sie trocken war, wurde sie gerollt. *Do hob'n ma so a Walzl g'håbt, wia a Nudlwalzl* und ein (Roll-) Brett. (Karner M.) Die Mutter legte die Leinwand doppelt zusammen und rollte sie über diese Walze, dann schlug und stieß bzw. rollte sie das Leinen auf der Walze mit dem Brett hin und her. — So wurde *gebügelt*. — Sobald die Leinwand halbwegs geglättet war, legte man sie zusammen, stieß sie mit dem Brett *auf ein Packl* zurecht und bewahrte sie so in einer Truhe auf.

Während des Bleichens konnten sich die Nachbarn gut über den Fleiß und den Besitz der Hausfrau informieren, da die Stücke in ganzer Größe, wie sie sie vom Weber bekommen hatte, auf der Wiese *aufgezogen* lagen. *Im Sommer konnte man sehen, wieviel Leinwand die Leute hatten*. Je fleißiger die Frauen des Hauses waren, um so weißer strahlte ihre Leinwand. Da hatte manche Mutter vielleicht ihr eigenes Rezept, das Leinen besonders weiß zu bekommen. Eines davon konnte ich erfahren. Frau Ziermann meinte, daß die Leinwand, auf Schnee gebreitet, besonders weiß würde. Im allgemeinen dauerte es ein, zwei Sommer, bis die Leinwand gut gebleicht war.

Die Verwendung der Leinwand

Von dem großen Leinenstück schnitt man nun herunter, was man brauchte, und nähte daraus Hemden und Kittel, Handtücher, Säcke usw. Das Geld bei den Bauern war knapp in früheren Zeiten und was man kaufen mußte, war teuer. Daher versuchte man das Leinen möglichst vielseitig zu verwenden. Ich will hier einige Beispiele anführen:

1. Aus der *Habigen* wurde hauptsächlich Leibwäsche, feine Männerhemden, Blusen und Kittel der Frauen hergestellt.

Ihre Kleidung nähten die Frauen nur aus feinem Gewebe. Trotzdem trug sie stark auf. *Die Wåsch' hat was braucht für Stärk'*, meinte eine der jüngeren Frauen. Die Kleidung bestand aus einem Hemd, darüber ei-

nem Miederleibchen, einem *Kittel* und einem *Fiatter*. Das *Fiatter*, eine Schürze ohne Latz, machte man aus dem *rupfigen* Leinen.

2. Das *Rupfige*, das etwas gröbere Material, verwendete man im täglichen Gebrauch als: Tischtücher, Strudeltücher, *Fiatter* (Schurz), Sä-tücher, Grastücher — zum Einbinden von Gras und Klee — auf dem Kopf zu tragen. Säcke, besonders Mehlsäcke, Handtücher, Leintücher (Bettücher), Wagenplachen, Strohsäcke — sie wurden mit Kukuruzstroh gefüllt. Außerdem wurden Bänder in beliebiger Breite von der Leinwand geschnitten.

Die Alltags- und Arbeitskleidung der Männer bestand zur Gänze aus *rupfigem* Leinen. Sie trugen weite Hemden — die Hemden waren *plundert* — und weite Hosen — Pantalan oder Puntalan. Im Winter zogen die Männer zwei Leinenhosen, eine engere und eine weitere, übereinander. Bis nach dem ersten Weltkrieg war die Leinenkleidung üblich. Eine Gewährsfrau erwähnte dabei folgenden Kalenderspruch: *Selbstgespinnen, selbstgemacht, ist die schönste Bauerntracht*. Später lehnten die Männer die *leinigen Hosen*, die *Gatjahosen* ab und trugen sie nicht mehr.

3. Ganz grobes Leinen diente als Füllung der Kummetspolsterung, es wurde zum *Kummetkisten* verwendet, mitunter machte man grobe Säcke und Strohsäcke daraus.

Kleidungsstücke, wie (Männer-)Hosen, Kittel, *Fiatter*, aber auch Tischtücher, verwendete man sowohl weiß als auch blau gefärbt. Eine Gewährsfrau sprach davon, daß man, ganz selten zwar, auch schwarz gefärbt habe. Diese Arbeit besorgte ein Färber, *der machte Blumen hinein* — weiße Blumen auf blauem Grund. Tischtücher ließen die Frauen in Hartberg bedrucken. Eine Gewährsfrau besitzt noch von ihrer vor sechzig Jahren verstorbenen Mutter ein beidseitig mit jeweils einem anderen Muster bedrucktes Tisch-tuch. Das Muster ist weiß, der Grund blau. Sie erzählte, daß es früher solche Tischtücher in jedem Haus gegeben habe. Sie selbst verwendete es schließlich noch zum Zudecken ihrer Nähmaschine.

Sonstige Erzeugnisse aus Flachs

Das schlechtere Haar wurde von einem Seiler zu Stricken verarbeitet, aus dem gesponnenen Faden stellte er auch *Strangen* (Stränge) für die Zugtiere her. In Wolfau war angeblich kein Seiler tätig. Die Leinenstricke dienten zum Tragen von Buckelkörben, zum Niederbinden des Inhalts und zum Anbinden und Anhängen der Kälber und Kühe. Zum Tragen der Buckelkörbe bevorzugte man aber extra gewebte (Trag-) Bänder. Bänder, wie Schürzenbänder, Bänder der Grastücher etc. wurden entweder als solche gewebt oder in gewünschter Breite von der Leinwand heruntergeschnitten.

Ein weiteres Faserprodukt stellt der Zwirn dar. Zum Nähen von Kleidungsstücken, Säcken usw. ließ die Hausfrau einen Strähn oder eine Spule des *habigen* Garns zurück. Die Erinnerung meiner Gewährsleute an eine regelrechte Erzeugung von Zwirn war äußerst ungenau, da niemand eigens Zwirn hergestellt hat. Sie meinten nur, daß es sich um einen besonders fein und gleichmäßig gesponnenen Faden handelte. Andererseits aber erzählten sie, daß man je nach gewünschter Stärke auch zwei Fäden *zusammenzwirnte*. An den Vorgang dabei erinnerten sie sich jedoch nicht. Das Garn fand auch als Bindfaden für verschiedene Zwecke seine Verwendung, so z. B. auch beim Abbinden der Därme beim *Wurstmachen*.

Eigenschaften, Pflege und Verwertung des Leinens.

Im Leinen hatte man ein sehr festes und strapazfähiges Textil vor sich, das eine besonders lange Lebensdauer besaß. *Es hielt die ganze Lebenszeit*. Mehrere Familien in Wolfau besitzen heute noch Leintücher, Grastücher, Sätücher, Wagenplachen, Säcke usw. — *Wir haben sogar noch einen Strohsack; der ist mir lästig, zerreißen tut er auch nicht*. Leintücher konnte man zwanzig bis dreißig Jahre verwenden, ehe sie ein Loch bekamen. Da sich Leinenwebe kühl und glatt anfühlte, eignete sie sich ausgezeichnet für Bettwäsche und Sommerkleidung. Dazu kam noch die hohe Saugfähigkeit, die die Leinenhemden bei den Männern zur Feldarbeit sehr beliebt machte. Sie waren kühl, saugten den Schweiß gut auf und klebten daher nicht sofort am Körper, wie es die modernen Textilien tun. Durch die Saugfähigkeit war auch die Verwendung des Leinens als Hand- und Geschirrtücher gerechtfertigt. Ein weiterer Vorzug war die Tatsache, daß sich beim Waschen angeblich der Schmutz leicht aus der Leinwand löste. Um es zu glätten, rollte die Hausfrau das Leinen; nur die Kragen der feinen Männerhemden bügelte sie ein wenig. Später allerdings, so erfuhr ich von Frau Ziermann, wendete sie nur das Bügeln an. Da sie es nicht liebte, wenn sich frische Leinenwebe auf der Haut *waxen* (wächsig) anfühlte, bügelte sie sie vor dem ersten Tragen auf beiden Seiten ab. Unbenützte Leinwand sollte man von Zeit zu Zeit lüften, um ihre Haltbarkeit zu sichern. Sie hielt länger, wenn sie verwendet wurde, *weil sa si à'liegt, wenn ma's net verwend't*.

Leinen war ein sehr schweres Textil, was z. B. für Strudeltücher einen Vorteil bedeutete. Sie lagen besser und der Strudel ließ sich damit gut einrollen. Für Kopftücher hingegen war Leinen ungeeignet wegen seiner Schwere.

Begann ein Stück zu zerreißen, so flickte es die Mutter und verwendete es, so lange es ging. Konnte es dann seinem ursprünglichen Zweck doch nicht mehr dienen, fand es eine andere Verwendung. Versagte ein Mehlsack seinen Dienst und zerriß, dann nähte die Bäuerin einen Fleck

darauf und nun nahm er größere Frucht, wie Obst und Kartoffeln auf. Die Bauern kannten die Mühen der Gewinnung und Herstellung eines Stückes Leinwand; sie gingen sparsam damit um und werteten es bis zum letzten aus. Man mußte für den täglichen Gebrauch nicht das feinste Handtuch verwenden, ein gröberes erfüllte auch seinen Zweck. Damit konnte die Mutter das *Habige* für die Ausstattung der Töchter *aufsparen*.

Viele Leute besaßen noch nach dem Ende des Flachsbaues Leinwand, Garn oder Flachs. Da ließ eine Mutter z. B. ihren Töchtern weiße Jacken aus der verbliebenen Leinwand schneiden und Leinenschuhe dazu machen. Nach dem *Umbruch* (1938) hatte man nichts anderes und Jacken und Schuhe aus Leinen waren modern. In Zeiten der Not, wie im Krieg, strickten die Frauen sogar Strümpfe aus Flachsgarn. Aber auch in Friedenszeiten strickten sie einen Leinenfaden zur Verstärkung der Strümpfe mit der Wolle ein.

Nach dem Krieg, als das Haar nicht mehr versponnen wurde, tauschten die Leute den bis zum Spinnen ausgearbeiteten Flachs bei Händlern oder in einer Fabrik in Hartberg und anderen Orten gegen fertige Leinwand ein.

Als der Flachsbau noch allgemein betrieben wurde, kamen hin und wieder Händler ins Dorf. Sie konnten aber nur ganz selten Flachs erhalten, da die Bauern nicht mehr erzeugten als sie zur Deckung ihres eigenen Bedarfes benötigten. Hatte jemand mehr gebaut, so mochte er es dem Händler verkauft haben. Vereinzelt arbeitete jemand für die *Kummetkister*, die ebenfalls ins Dorf kamen. Eine Angabe erhielt ich, daß man, zu Ende des Flachsbaues, die gerotteten Stengel an Fabriken verkaufen konnte, die Samen aber für sich behielt.

Daneben galt Flachs als Zahlungsmittel.

Die Bauern mußten dem Lehrer und dem Pfarrer ein *Deputat Haar, Kraut und Frucht* abliefern. Es wurde nur das schönste, spinnfertige Haar gegeben. Die zu entrichtende Menge wurde nach den Besitzverhältnissen der Bauern festgelegt. Diese Zahlungsart war bis 1920/25 üblich. Die Lehrersfrau verspann entweder das Haar selbst oder, wie es meistens geschah, verkaufte sie es an die ärmeren Bauern im Dorf; ebenso Kraut und Frucht.

DER SAMEN

Wir kennen zweierlei Ziele des Flachsbaues, einerseits die Fasergewinnung und andererseits die Ölgewinnung. In Wolfau stand die Fasergewinnung im Vordergrund. Die Samen galten als Nebenprodukt und wurden zur Aussaat und als Arznei für Mensch und Tier verwendet. Auch

das daraus gewonnene Öl diente medizinischen Zwecken, teilweise wurde es auch verkocht.

Die Ausarbeitung des Samens

Beim Riffeln wurden die Samenkapseln von den Flachsstengeln abgerissen. Die Kapseln enthielten das *Linsert* (Samen). Auf der Tenne, wo der Boden glatt und sauber war, wurden zunächst die Kugeleichen mit einem *Pepl* (lat. 13; 58) — d. i. ein Holzstößel, der u. a. auch zum Obstpressen verwendet wurde — zerstoßen. Dann trennte man die Samen durch eine Keuter von den Unreinheiten und ihrer zerbrochenen Hülle. Schließlich wurden sie durch die „Winde gewunden“ und der leichte Mist darin ausgeblasen.

Der Samenertrag einer Ernte genügte, um den Bedarf an Saatgut und Arzneimittel zu decken.

Den Samen bewahrten die Leute auf dem Dachboden in Säcken oder Körbchen möglichst offen auf, damit genügend Luft dazu konnte, um ein Ersticken des *Linserts* zu verhindern.

Aus einem Teil der Samen preßte man Öl. In Wolfau gab es drei Ölpresen, die jeweils das Eigentum eines Bauern waren. Dort konnten die Einwohner des Dorfes den Flachssamen pressen. Als Bezahlung überließen sie etwas von dem (gepreßten) Öl dem Eigentümer der Presse. *De hãb'n an Zert* (Zehet?) *halt g'nomma*. Als Rückstand erhielt man den *Linsertkas*, der als Beifutter und zugleich als Arzneimittel in das Futter der Tiere gemischt wurde.

Wie und gegen welche Krankheiten wurden die Samen und das Öl verwendet?

Das *Linsert* wurde in Milch oder Wasser aufgeköcht, wodurch eine breiige, streichfähige Masse entstand. Zur äußerlichen Anwendung bestrich die Mutter ein Leinenfleckerl oder füllte die Masse in ein Leinensäckchen und legte es auf die kranke, entzündete oder eitrigte Stelle. Man behandelte so Entzündungen, wie Lungenentzündung, Mittelohrentzündung, sonstiges *Stechen im Kreuz*, Husten — auch Pferde bekamen bei Husten *Linsertschlein* in ihr Trinkwasser — und Bronchialkatarrh; ferner wurde er als Zugmittel bei Geschwüren, besonders eitrigter Art, bei Angina und eitrigem Mandeln verwendet. Früher war der Arzt weit weg, *dã hãt ma g'schwind a Linsert 'kocht und in a Sackerl eine* und auf die eitrigten Stellen aufgelegt. *Åber heut' is für die Sãch ka g'scheit's mehr, heut' hãb'n e die Doktor'n ållerhãnd Mittel und Spritzen*. Früher wurde alles mit Hausmitteln geheilt, *weil die Doktor'n net so praktisch san g'west*.

Wenn eine Kuh schwer kalbte, sott man den Samen aus und mischte den Absud 8 Tage vorher unter das Futter oder goß ihn über die Rüben,

das alles heil is wor'n und rutschig; des hât â'g'ledigt einvendi' und dânn hab'n s' leichter ausg'schütt'. Des hab'n die alten Leut früher viel 'tan.

Gegen Husten und Gastritis nahmen die Kranken den *Linsertschleim* auch ein. Das Linsert wurde wie vorher in Wasser aufgeköcht und eventuell passiert und, um den Leinengeschmack zu mildern, dem Tee (bei Gastritis: Kamillentee) zugesetzt.

Eine einzelne Samenlinse half Getreidegräten, die beim Dreschen ins Auge geraten konnten, herausziehen. Man legte dazu die Linse ins Auge, die Gräte blieb daran haften und durch die Bewegung des Auges wurde beides ausgeschieden.

Leinöl sollte ähnliche Krankheiten mildern oder heilen wie das Linsert oder der Linsertschleim. So wurde es bei Husten, Entzündungen, Bronchialkatarrh und gegen Halskrankheiten, wie Diphtherie angewendet. Mit heißem Öl getränkte Leinenflecke wurden auf Brust und Rücken gelegt und bisweilen kamen warme Wickel darüber. Eine Gewährsfrau heilte Lungenentzündung mit Leinöl, in dem sie eine Zwiebel oder einen schwarzfaulen Apfel röstete und mit diesem Öl getränkte Lappen auflegte. Kinder wurden bei Husten mit warmem Leinöl auf Brust und Rücken *a'g'schmiert* (eingerieben).

Manche Frauen verkochten das Leinöl; besonders Salate bereiteten sie damit. Älteres Leinöl nahm stärkeren Leinengeruch an und seine Anwendung war daher nicht jedermanns Sache. Es scheint auch in Wolfau nicht sehr beliebt zum Verkochen gewesen zu sein; wohl betonten die Gewährsleute aber, daß es *sehr gesund war*.

Linsertkas fand bei Eiterungen als Zugmittel, jedoch hauptsächlich als Beifutter für kalbende Kühe Anwendung. *Linsertkas* wurde eingeweicht und dann verfüttert. Er enthielt noch wertvolle Fettstoffe und wurde im Winter dem Futter zugesetzt.

Alle drei Produkte: *Linsert*, Öl und *Linsertkas*, erhielt man in Geschäften zu kaufen. Bisweilen riet auch der Arzt zu diesem Mittel. Bauern, die keinen Flachs bauten, borgten manchmal ein wenig von den Nachbarn für ihre kranken Tiere. Leinsamen und -öl wurden ja beim Vieh für ähnliche Krankheiten wie beim Menschen angewandt. Der Samen war sehr ausgiebig und ein, zwei Löffelchen reichten für ein *Linsertkoch*.

DIE GERÄTE

Bei meinen Gewährsleuten war fast in keinem Haus die volle Zahl der Flachsbearbeitungsgeräte zu finden. Es waren nur einzelne Geräte, und diese meistens nur in sehr schlechtem Zustand, erhalten. Da sie zum größten Teil aus Holz bestanden, wurden sie vom Wurm zerfressen und zerfielen. Im Laufe der Jahre warfen die Leute ein Stück nach dem anderen vom Boden herunter und verbrannten es. Am schwie-

rigsten fand ich ein noch halbwegs gut erhaltenes Spinnrad. Die wenigen brauchbaren Spinnräder waren von Liebhabern gekauft worden. Nur im Haus Nr. 16 gelang es, beinahe die ganze Serie von Geräten zu finden, zu photographieren, zu zeichnen und zu vermessen. Sie befanden sich in relativ gutem Zustand und wirkten verhältnismäßig „neu“. Am Spinnrad und am Abtreibrad erkannte man deutlich Drechslersarbeit, was mit den bereits erwähnten Aussagen der Gewährsleute übereinstimmt. Ein Vergleich mit anderen Spinnrädern war aus den oben genannten Gründen nicht möglich, es blieb mir daher auch unbekannt, ob die Typen variierten. An einem Fragment eines Spinnrades war zu erkennen, daß das Gestell mit drei Füßen versehen war, während das Spinnrad in Haus Nr. 16 mit einem Gestell auf vier Füßen ausgestattet war. Manche Gewährsleute sprachen davon, daß das Spinnrad zur Arbeit aufgehängt wurde. Das wurde weder von den anderen bestätigt, noch war diese Variante zu sehen.

Die übrigen Geräte, wie Riffel, Brechel, Hechel, Haspel, wiesen keine Handwerkerarbeit auf. Sie wurden offensichtlich in einfacherer Herstellungsweise im Haus erzeugt. Die Frage, woher die Geräte stammten, wer sie gemacht hätte, ließen meine Gewährsleute allgemein unbeantwortet. Sie wußten es nicht. Alle erklärten, daß sie bereits von der Mutter oder der Schwiegermutter im Hause vorhanden waren. Sie meinten, daß die Geräte *schon wo gekauft wurden*; wer sie herstellte, war ihnen unbekannt. *Des hãb'n s' scho' wo kaft a; des is scho' von früher, des woãß i gãr net, von wo sie's her hob'n; es san scho' früher a solche g'wes'n, solche G'schãfta, wo sie's griagt hãb'n, de wãs's g'mãcht hãb'n. D'Brechel und des is jã in vũle Hãuser g'wes'n, åber wo s' des g'mãcht hãb'n, des woãß i nit.* Eine glaubhafte Antwort scheint folgende zu sein, daß geschickte Bauern die Geräte den Winter über erzeugten und die anderen Dorfbewohner von diesen die Geräte kauften. Die Antworten kamen nicht mit dem sicheren Ton der Überzeugung, sondern stellten vielmehr einen Erklärungsversuch dar. Die Geräte waren eben zu Mutters Zeiten im Haus vorhanden; neue kaufte niemand, sie wurden nicht mehr hergestellt. Diese Tatsache kennzeichnet deutlich das Endstadium des Flachsbaues. Nicht jede der heute siebzigjährigen Frauen betrieb selbständig Flachsarbeit, und nicht jede lernte spinnen. Das heißt, daß schon vor dem endgültigen Ausklang des Anbaus, also einige Zeit vor dem zweiten Weltkrieg, nicht viel Flachs gebaut wurde. Man wertete daher die alten Geräte aus, neue brauchte man nicht, man kaufte sie nicht und ihre Erzeugung wurde wahrscheinlich eingestellt.

Da ich auf die Verwendung und Beschreibung der Geräte bereits bei der jeweiligen Arbeitsphase eingegangen bin, will ich sie an dieser Stelle nicht mehr wiederholen¹.

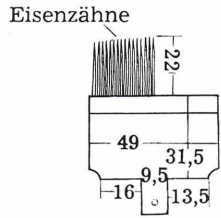
1 Alle Zeichnungen im Maßstab 1:10... Details a, b von Zeichnung 4. (Spinnrad) ohne Maßstab. Alle Maßangaben in Zentimetern. Die Zeichnungen stammen von der Verfasserin.

Die Fasergewinnung stand in Wolfau nicht auf kommerzieller Basis, sondern man deckte bloß den eigenen Bedarf. In erster Linie war der Flachsbaum auf die Leinenerzeugung ausgerichtet, die Samen und das wenige daraus gewonnene Öl betrachtete man als Nebenprodukt. Das Öl wurde weniger zur Zubereitung von Speisen als für medizinale Zwecke verwendet. Es wurde als Hausmittel verschiedenen Zwecken gerecht. Meine Gewährsleute verabsäumten es nie, auf Parallelen mit der Steiermark hinzuweisen. So betonten sie, daß die Faser- und Ölgewinnung dort in weit größerem Maße betrieben wurde als in Wolfau und daher kommerziell ausgewertet wurde. Man kannte aus der Steiermark die Einrichtung der Brechelhütten, in denen der Flachs gedörft, gebrechelt und auch gesponnen wurde. Da Öl in der Steiermark in größeren Mengen gepreßt wurde, erwähnten die Frauen, daß es dort als Speiseöl angewendet wurde. Hauptsächlich wandten sich die Bauern nach Hartberg, Steiermark, mit Bestellungen und Aufträgen an den Drechsler, Färber und auch Weber, um bessere Erzeugnisse zu erhalten. In Wolfau genügte es, zur eigenen Versorgung ein kleineres Feld zu bestellen und oft war es nicht einmal nötig, jedes Jahr *Haar zu bauen*. Allmählich kamen neue Textilien, die die Leute dem Leinen vorzogen, weil sie feiner und leichter waren. Die alte Leinenkleidung wurde abgelegt. Die Frauen begannen die Mühen der Flachsbearbeitung und der Pflege des fertigen Gewebes zu scheuen. Der Flachsbaum ging zurück. Viele Frauen im Alter von siebzig Jahren bauten und bearbeiteten in ihrer Jugend das Haar nicht mehr selbständig. Ihre Mütter besorgten diese Arbeit und gaben Anleitungen. Die gesamte Flachsarbeit oblag der Bäuerin, der aktiven Hausfrau — sowohl in Zeiten des noch regelmäßig betriebenen Anbaus, noch mehr aber, als die jüngere Generation sich nicht mehr damit beschäftigte. Manche Lücken in der vorliegenden Arbeit mögen sich auch daraus ergeben, daß sämtliche Informanten aus ihrer Erinnerung erzählten, welche Arbeiten sie selbst durchführten und besonders darüber, was sie von ihren Müttern erfahren hatten. Teilweise handelte es sich um Erzählungen, die bereits ihre Mütter weitergaben. So beruht die Angabe über eine Brechelhütte in Wolfau und über die Unterhaltung beim Spinnen auf Überlieferung und nicht auf selbst Gesehenem und Erlebtem. Im Endstadium des Flachsbaues arbeiteten die Frauen meistens allein zu Hause oder in Gesellschaft der Hausangehörigen und nur ganz selten besuchten sie eine Nachbarin mit ihrer Spinnarbeit, um zu plaudern. Daß sich bei der Flachsarbeit gelegentlich auch Männer einschalteten, scheint ebenfalls darin begründet zu sein, daß das Bauen von Flachs zu Ende ging und die alte Tradition nicht so streng eingehalten wurde. Der Flachsbaum hatte an Bedeutung verloren. *Des is oft auf amål aus g'wes'n, håt oft neam'd*

mehr baut, weil's so viel Arbeit hât 'braucht. De Hemden, de hausleiwândigen, des is åll's å'kema; hât oft neam'd mehr an Håar 'baut.

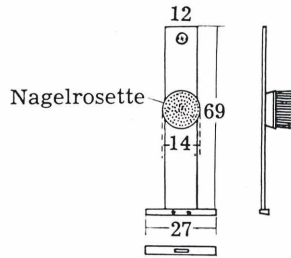
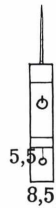
Mit dem Rückgang des Anbaues wurden auch keine neuen Geräte erzeugt. Die Mutter oder Schwiegermutter besaß noch welche, die dann ihre Töchter und Schwiegertöchter verwendeten. Neue Geräte erzeugte niemand mehr. Daher auch das Fehlen von Informationen über die Herstellung der meisten Geräte.

Der zweite Weltkrieg bedeutete das unwiderrufliche Ende des Flachsbaues.

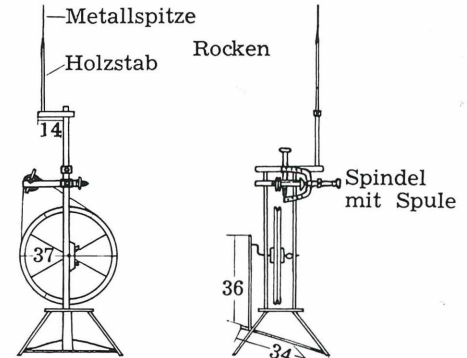


(25 Zähne vorhanden, 7 fehlen
= 32 Zähne

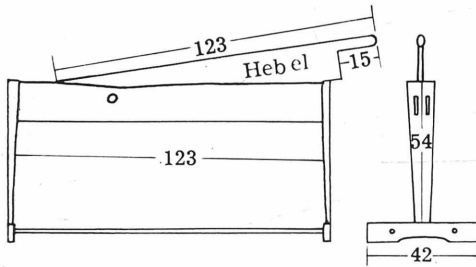
50 Riffel



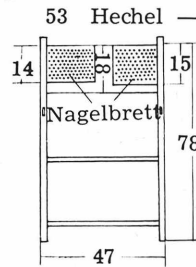
52 Hechel — (Haus Nr. 16.)



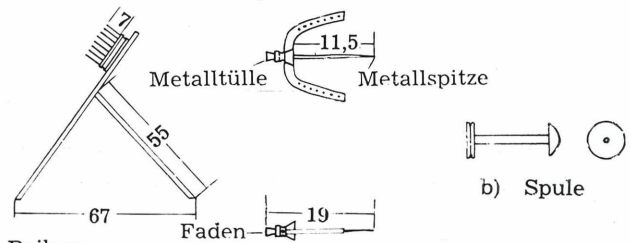
54 Spinnrad (Haus Nr. 16.) Trittling



51 Brechel — (Haus Nr. 16.)



53 Hechel — (Haus Nr. 16.)

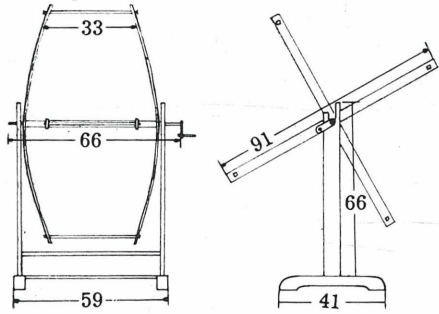


feines Brett: 8 Reihen
mit abwechselnd 11 und 12 Zähnen

grobes Brett: 8 Reihen
mit abwechselnd 10 und 9 Zähnen

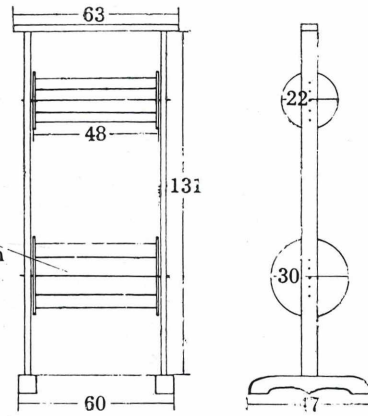
a) „Awachel“ (Spindel)

b) Spule

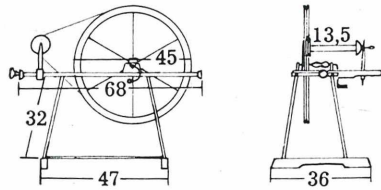


55 Haspel (Haus Nr. 16.)

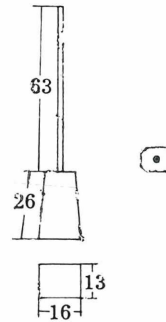
Jedes Rad hat
6 Verstrebungen



57 Garnwinde



56 „Abtreibrad“ (Haus Nr. 16.)



58 „Peßl“ Haus Nr. 16

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland](#)

Jahr/Year: 1969

Band/Volume: [042](#)

Autor(en)/Author(s): Kohl Irene

Artikel/Article: [Die Flachsarbeit - von Säen bis zum Weben. 187-211](#)